

Daniel Nachbaur

Drauflos

Roman

EDITION
TANDEM

Bah, diese blaue, duftige Ferne – wie oft hab' ich mich von ihr verlocken lassen. Die Erde lässt uns ja nicht los; wir sind ihre Kinder, und sie ist nichts ohne uns, wir nichts ohne sie. Folge jetzt der lockenden Stimme, deine Füße werden schon in dem weichen Boden versinken; närrische Sprünge wirst du mit den Erdklößen an den Stiefeln machen!

Wilhelm Raabe

Inhalt

Lichter	5
Irrlichter	67
Fieber	125

Lichter

Ich fühle mich heute besser. Es geht aufwärts. Auch der Oberarzt hat es bei der Visite bestätigt. Herr Reisch, hat er gesagt, es geht aufwärts. Das Keuchen ist einem ruhigen Atmen gewichen, nur ein leichter, unbestimmter Druck auf der Brust erinnert mich noch an das Überstandene und mahnt mich zur Zurückhaltung. Ich habe das Kopfende des Krankenbetts hochgestellt, sodass ich im Moment beinahe aufrecht sitze. Im Raum herrscht angenehme Stille. Mein einziger Mitpatient, dessen Bett jetzt hinter der Trennwand frisch bezogen auf neue Gebrechen wartet, die es beherbergen kann, ist heute früh entlassen worden. Und so holt mich bloß das hartnäckige Geräusch, mit dem eine dicke Fliege fortwährend gegen die Fensterscheibe prallt, ab und zu aus dem Dämmer Schlaf in den Wachzustand zurück. Ich wünschte, dass jemand käme und das Insekt in die Freiheit entließe, denn zum Aufstehen bin ich noch zu schwach. Wegen so etwas die Glocke zu betätigen traue ich mich aber nicht. Obwohl ich in den letzten Tagen dem Tod nahe war, muss ich nun feststellen, dass ich im Leben nicht mutiger geworden bin. Dabei habe ich mich im Fieber sogar in höheren Dimensionen aufgehalten. Das gewohnte Leben erschien mir als bedeutungslos. Doch wenn ich mich jetzt an diesen Zustand erinnern will, versagt mein Vorstellungsvermögen. Was geblieben ist, sind vage Gefühle. Wenn ich wach bin, schaue ich zum Fenster hinaus, über die Balkonbrüstung und die ver-

winkelten Trakte des Krankenhauses hinweg ins Land hinein. Wie die kahlen Laubbäume auf dem Kamm der gegenüberliegenden Anhöhe sich vor dem milchigen Himmel abzeichnen, der an manchen Stellen leicht blaut! Wie Häkelwerk. Dazwischen ragen die Giebel alter Villen heraus. Manchmal glänzt eine Fensterscheibe an einem Haus auf. Ich lasse meinen müden Blick von Nord nach Süd schweifen und bleibe schließlich an dem gläsernen Treppenaufgang hängen, der zu einem anderen Trakt des Spitals gehört. Ein Mann im weißen Kittel ist dort zu sehen, er hat gerade mit schweren Schritten die letzten Stufen zur obersten Etage erklommen. Und nun, oben, bleibt er einfach stehen, als hätte er beim Aufstieg seine letzte Kraft verbraucht. Sein Blick geht in die Ferne. Er wirkt müde.

Da draußen, denke ich mir, ist die Welt. Und ich werde, sobald ich wieder bei Kräften bin, als ein Neugeborener in sie hineingehen. Oder ist das ein Hirngespinnst? Steigt zum Abend das Fieber wieder an? Wer ist die Person dort drüben, die wie angewurzelt auf der obersten Plattform verharrt und in den sich neigenden Nachmittag starrt? Eine Halluzination? Und was erkennt sie dort? Den Horizont?

Ich stieg die Treppe hinauf in den letzten Stock, wo sich das Zahnambulatorium befand. Ich hatte mich mit Monique für den Abend verabredet, die hier als Assistentin arbeitete. Sie war groß und schwarzhaarig, schlank und biegsam. Ihre blauen Augen spielten ins Grüne. Waren sie denn überhaupt blau? Ich hatte bewusst den Lift vermieden, weil ich plötzlich das Gefühl gehabt hatte, ich müsste mich ihr *langsam* nähern. Weil ich Zweifel hatte. Doch während ich hinaufstieg, wurden diese, anstatt sich zu zerstreuen, größer. Es schien mir alles nicht mehr so entscheidend wie noch am frühen Morgen. Ich musste mich nicht mit dieser Frau beschäftigen, ich konnte doch ebenso gut etwas anderes tun, dachte ich mir. Und ebenso gut wie ich etwas anderes tun konnte, konnte ich mich natürlich erst recht mit ihr treffen. Für gewöhnlich hatte ich immer starke Triebe und Motive gehabt, die mich zu meinen Handlungen bewegten. Ich tat, was ich tun musste. Ich dachte nicht darüber nach. Aber heute verhielt sich das anders, und das war mir neu. Es klaffte da ein Loch. Oder ich selber war das Loch. Ein Loch im Leben. Ich rollte im Leerlauf ins Kommende. Ich erreichte die oberste Plattform und blieb einfach stehen.

Durch die großen Scheiben sah man über den Hügel hinweg auf die Stadt hinunter. Der Feierabendverkehr toste gerade um die mittelalterliche Insel mit ihren Patrizierhäusern und Befestigungsresten. Die Autos

tauchten irgendwo auf, wechselten Spuren, hielten an, zischten wieder los und verschwanden dann in dem Tunnel, der den Stadthügel durchquerte. Gedanken, die ein Gehirn durchkreuzen, fiel mir ein. Die dich kurz auf ihre Bahn zwingen und dann wieder ins Unbewusste verschwinden. Wobei sie immer dem großen Muster folgen, das du eines Tages mit Staunen als deine Biografie erkennst. Ich dachte daran, dass in meiner Küche immer noch das Frühstücksgeschirr auf dem Tisch sein würde, wenn ich nach Hause käme. Ich war völlig überstürzt aufgebrochen.

Ich hatte Monique am Morgen in der Tiefgarage gerade noch erwischt, als sie die schwere Brandschutztür öffnen wollte und dabei mit ihren glatten Sohlen ins Rutschen gekommen war. Ich war ihr begierig zu Hilfe geeilt, und im Lift hatte ich sie für den Abend zum Essen eingeladen, was sie annahm, ohne verlegen zu werden. Ich hatte die Pizzeria *Al Dente* vorgeschlagen. Sie kannte das Lokal nicht, weil sie erst seit Kurzem in der Gegend wohnte. Es existierte schon seit einer Ewigkeit und es wurde immer noch vom selben Besitzer geführt. Bereits mit Sandy, die bald darauf meine erste Frau werden sollte, hatte ich mich dort verabredet. Es befand sich im Erdgeschoß eines Mehrfamilienhauses, wo früher einmal eine Metzgerei gewesen war. Das mediterrane Flair hatte Luigi vor allem mit farblichen Akzenten in die zwei düsteren Räume zu holen versucht. Die Wände waren gelb gestrichen, Tische und Stühle waren blau. Er hatte überall halbhohe Trennwände eingezogen, um ein wenig Intimität zu erzeugen. Hier und da hatte er auch einfach Netze gespannt von der Decke bis zu den Lehnen der Bänke, in denen Muscheln, Fische und Krebse aus Plastik hingen. Sie waren inzwischen klebrig und staubig. Ihr Anblick konnte einem den Appetit verderben. Bis

heute hatte Luigi außer Kleinigkeiten nichts verändert und seine überschaubare Stammkundschaft nahm daran so wenig Anstoß wie an seinem Deutsch, das holprig war wie eh und je. Er war inzwischen alt und dick und seine Hüften waren kaputt. Seine Küche war schlecht. Manchmal hatte er frische Austern, die genießbar waren. Viel konnte man da ja auch nicht falsch machen, aber sie wurden lieblos serviert, meistens vergaß er sogar die Zitronenscheiben. Dazu gab es einen dünnen Weißwein. Im Vorbeifahren hatte ich heute wieder das Schild gesehen. Trotzdem hatte ich Monique ausgerechnet dorthin eingeladen. Warum nur? Hatte ich ihr etwa unbewusst mein Inneres zeigen wollen? Sie mochte bestimmt keine Muscheln, oder doch? Ich könnte ja noch umdisponieren, aber das wollte ich auch nicht. Am besten, sie kommt gar nicht, dachte ich mir.

Weit fort auf der Bundesstraße glitt gerade ein großes, neues Wohnmobil ins Bild. XX-Large. Es reiste da ganz allein ins Flachland hinaus, fuhr dabei leichte Schlangenlinien. Wahrscheinlich piff der Lenker auf der Fahrt ein Liedchen. Lustig. Mit seinen Rücklichtern, die wie zwei Laserpunkte glommen, und den im letzten Licht reflektierenden Dachhauben wirkte der Wagen auf mich wie ein Versprechen, das für sich selbst stand. Komm, rief das Universum mir zu. Klammere dich an die Stoßstange und fahr mit zum Horizont. Aber dann hielt mir Monique, die sich lautlos von hinten angeschlichen hatte, mit überraschend rauen Händen die Augen zu.

Erlebniscamping

Ich hatte die Autobahn verlassen, um nicht einzuschlafen. Leicht kurvig führte die Straße in die Ferne. Links und rechts breiteten sich die leeren Äcker aus. Dahinter war hier und da ein kleines Kaff mit einem Kirchturm in der Mitte zu sehen. Berghartshausen, Kauldorf, Deggenmühle. Ein säuerlicher Geruch drang durch die Lüftung herein. Ich beschloss, bei der nächsten Gelegenheit wieder aufzufahren, und hielt Ausschau. Da klingelte mein Telefon. Es war Tommy.

Rudi ist tot, sagte er. Er hat einen Herzinfarkt gehabt. Gerade eben. Er ist vor dem Kopierapparat zusammengebrochen. Wo bist du?

Dann schluchzte er wie ein Kind.

Ich fuhr rechts ran und lenkte den Luxusliner dabei fast in den Straßengraben. Mein Herz galoppierte. Es hatte die Gelegenheit schon erkannt, noch bevor sich mein Gehirn einschalten konnte. Eine einmalige Gelegenheit. Unwiederbringlich.

Ich stellte zuerst Fragen, um abzulenken. Gleichzeitig rasselte und klimperte es im Oberstübchen.

Rudi habe mir sein Wohnmobil geliehen, sagte ich schließlich. Für zwei Tage zum Rumkurven, als Belohnung für meine treuen Dienste. Ich sei bereits seit acht Stunden unterwegs. Ich würde sofort umkehren, könne aber vor morgen Mittag nicht zurück sein.

Dabei stellte ich mir Rudi vor, wie er sich mit seiner kleinen ungepflegten Hand an die linke Brust fasste. Wie er sich auf den Kopierer stützte und dann zusam-

menbrach. Tot. Eben noch lebend, dann tot. Ich versuchte mir vorzustellen, wie das ausgesehen haben musste.

Kehr auf jeden Fall gleich um, sagte Tommy heiser, ich brauche dich. Dann legte er auf.

Der Landstrich erschien mir nun wie das Tor zum Paradies. Die Sonne ging gerade unter, und alles verschwamm gelblich. Gold und Silber, dachte ich. Ich konsultierte das Navi und las, dass es hier in der Nähe einen Campingplatz gab, gut zwei Kilometer entfernt. Vielleicht hatte er ja geöffnet. Ich hatte Tommy nämlich angelogen. Ich war erst vor drei Stunden losgefahren. Ich nahm mir vor, hier irgendwo zu übernachten und dann morgen früh zurückzukehren. Ich brauchte ein paar Stunden für mich. Ich musste nachdenken. Eine Entscheidung treffen. Einen Plan machen.

Rudi Rodauer, dachte ich. Jetzt bist du tot.

Ich arbeitete schon seit mehreren Jahren für ihn. Ich hatte als Makler bei ihm angefangen, und sein Vertrauen in mich war mit der Zeit immer mehr gewachsen. Täglich konnte ich ihm büschelweise Schwarzgeld zustecken. Er lachte dann jedes Mal laut heraus wie ein Lausbub und trommelte dazu rhythmisch auf die Schreibtischplatte, und wenn es besonders viel war, rammte er mir seine kleine giftige Faust unters Schulterblatt. Er hatte wohl schon lange jemanden gesucht, dem er heikle Aufgaben übertragen konnte, und ich war genau im richtigen Moment aufgetaucht. Denn Tommy, seinem Sohn, fehlte jedes Talent fürs große Geschäft. Rudi bezahlte mich immer besser, das heißt, er sorgte dafür, dass ich mich bei ihm wohlfühlte, aber doch nicht so viel verdiente, um übermütig zu werden. Zuletzt benutzte er mich sogar als Chauffeur, wenn er seine Bordell-Touren durch Osteuropa absolvierte.

Vorgestern aber war er noch weiter gegangen: Er hatte mir die Übergabe der zweiten Tranche Schmiergeld an Dr. Pernod aufgetragen. Eine halbe Million in bar sollte ich überbringen.

Ich sollte Pernod am besten jetzt gleich anrufen, dachte ich, und ihm sagen, dass Rudi tot war. Dass es zur Übergabe des Koffers an mich nicht mehr gekommen sei und ich keine Chance habe, an das Geld zu kommen. Ich hielt auf einem Abstellplatz, auf dem eine Pyramide von Silageballen verrottete, und stieg aus. Ich war kurz davor, die Nummer zu wählen.

Pernod war ein alter Freund von Rudi und inzwischen zum Wirtschaftsminister aufgestiegen. Er hatte Rudi den Tipp gegeben, landwirtschaftliche Flächen in der Umgebung von Gossau zu erwerben, wo die neue Bahntrasse gebaut wurde. Es sollten dort Industriebetriebe angesiedelt und Wohnbauprojekte in großem Stil realisiert werden. Die Gründe waren gerade zum Bauerwartungsland umgewidmet worden. Eigentlich hatte Rudi ursprünglich mitkommen wollen, aber dann schickte er mich alleine.

Nimm meinen Luxusliner, hatte Rudi gesagt. So reist du mit vollem Komfort und bleibst trotzdem unauffällig.

Ich hatte mich gewundert. Und es dann der blutjungen Slowakin zugeschrieben, die ihn im Augenblick offenbar anderweitig beschäftigte. Niemand außer ihm, Pernod und mir wusste von der Sache. Pernod wollte das Geld persönlich in einer Tiefgarage am Rand der Hauptstadt entgegennehmen. Warum war Rudi sich so sicher gewesen, dass ich mich nicht aus dem Staub machen würde? Hatte ihm sein Instinkt gesagt, dass ich dazu nicht fähig wäre? Oder hatte er jemanden auf mich angesetzt, um mich zu beschatten und mich zu testen?

Es stank bestialisch hier. Ich stieg wieder ein und fuhr weiter. Ich bemerkte, dass mein Körper bebte. Er hatte sich selbstständig gemacht. Eine halbe Million! Sollte ich die Sache einfach durchziehen? Wusste ich, was ich da tat? Wie würde Pernod sich rächen, wenn er mir auf die Schliche kam? War ich der Sache gewachsen? Das Navi zeigte an, dass ich gleich am Ziel war, und da war auch das Schild: *Natur- und Erlebniscamping Deggenmühler Wald. Ganzjährig geöffnet.* Ich bog links ab, direkt in den Wald. Schmutzwasser spritzte hoch und schlug mit einem Knall gegen die Windschutzscheibe. Die Karre schaukelte und schwankte. Rechts ging der Blick über eine Sumpflandschaft ins Weite. Gehöfte und Schleier von Birkenwald waren im letzten Licht zu erkennen. Dann tauchte links die Einfahrt auf. Ein gelbes Transparent mit einer verwitterten und lückenhaften Aufschrift war darüber gespannt: *Campin Deggen ühler ald.* In der Mitte eines gekiesten Platzes stand ein rot gestrichenes Blockhaus, das als *Rezeption* beschildert war. Die Fenster waren vernagelt. Ein Wohnwagen stand daneben, der schon Moos und Flechten angesetzt hatte. Zwei Pferdchen aus Holz, die auf eine Feder montiert waren. Ein kalter Wind blies. Er pfiß über den Platz und ließ die kahlen Eichen knarren. Ich hüpfte aus dem Führerhaus, um mir kurz die Beine zu vertreten. Da entdeckte ich, dass die Stoßstange links hinten einen Riss hatte, die Heckleuchte hatte auch was abbekommen. Das tiefe Schlagloch vorhin.

Ich setzte mich auf eins der Schaukelpferde. Es ist alles ganz anders, wenn man selber den Cowboy geben muss, dachte ich. Abenteuer sind nur schön, wenn man sie nicht selbst erlebt. Ich fühlte mich auf einmal so allein wie noch nie. Allein mit einer großen Chance, für die ich zu klein war. Ganz weit weg, jenseits des

Sumpfes erkannte ich ein Gehöft. Ein Wohnhaus mit einer große Scheune und einem Silo. Im Haus brannte schon Licht. Daneben flammten gerade zwei Scheinwerfer hell auf. Jemand, der heimkam. Ein Königreich für ...

Für mich? Ich habe gerade erst die Lampe angeknipst und bereue es jetzt. Die schöne Dämmerung, die durch das Westfenster soeben noch hereingeflossen ist, ist dahin und wird sich, einmal vertrieben, auch nicht mehr einfänden, wenn ich die Lampe wieder ausmache. Es wird nicht mehr so sein wie davor. Das Wohnzimmer sieht unordentlich aus. Zum Kotzen. Die Plastikwanne mit der ungebügelten Wäsche im Schaukelstuhl. Der Tisch und all der Plunder darauf: Zettel mit Skizzen, Nähzeug, der kränkelnde Kaktus, die Schale mit Obst und der Becher mit den Kulis, Filzstiften und Pinseln. Und mitten im Raum neben der biegsamen Lampe das aufgeklappte Bügelbrett. Der Labrador döst darunter. Er hat den Kopf zwischen die Vorderpfoten gelegt, hebt dann und wann das linke Augenlid, hinter dem ein trüber Blick glost. Komm, Tasso, sage ich, aber er reagiert nicht. Ich bin irritiert. Das Licht der Lampe wirft das ausgesägte Herz einer Stuhllehne vergrößert an die Wand.

Für mich?

Ich habe den ganzen Tag allein verbracht. Edgar ist mit Jonas und Leander zum Fußball nach Sandberg gefahren, und die drei wollten vor dem späten Abend nicht zurück sein. Da hatte ich mir spontan vorgenommen, den Dachboden aufzuräumen. Es war in Wahrheit allerdings nur ein Vorwand, um mich selbst auszutricksen. Um mich einer Sache nähern zu können,

mit der zu beschäftigen ich mir seit Langem verboten hatte. Sie war plötzlich in mir aufgetaucht, zwischen zwei Schlucken Morgenkaffee war sie einfach da gewesen, die Erinnerung, und sie hatte mich nicht mehr losgelassen. Sie hatte sich ausgebreitet in die Stille hinein, die die drei zurückgelassen hatten. Wie ferngesteuert war ich den steilen Treppenschacht zwischen Stall und Wohnhaus hochgestiegen, der mich plötzlich an diesen ominösen Tunnel denken ließ, durch den man nach dem Tod angeblich ins Licht rauschen soll, wo einen die verlorenen Verwandten und Freunde zum Fest erwarten.

Oben rang ich eine Weile mit mir, schichtete den alten Krempel alibimäßig ein bisschen um, stapelte ein paar Kisten und Säcke von hierhin nach dorthin. Schließlich kämpfte ich mich zu der alten Wohnzimmerkommode durch, die in der Ecke neben dem Kamin im Gerümpel steckte. Ich zog die Schubladen, die alle leer waren, bis auf die letzte. Ein paar Reißzwecken und ein rotes Plastikmäppchen waren drin. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Das rote Plastikmäppchen. Und in dem Mäppchen ein einziges verblichenes Farbfoto. Das Foto.

Ich stehe mit dem Rücken zum Meer im Sand. Ich trage den roten Bikini, bin schlank und gebräunt. Ich bin gerade einundzwanzig geworden. Ich blicke mit zusammengekniffenen Augen in die Kamera, die Haare nachlässig hochgesteckt. Links neben mir steht Gernot mit kurzer Hose und offenem Hemd, den rechten Arm um meine Schulter gelegt. Er lacht. Es wirkt angestrengt und gleichzeitig doch so, als glaubte er wirklich, der Augenblick sei selig und könne nie vergehen. Ein paar Tage später schon war es aus gewesen mit uns. Und ironischerweise hatte er Schluss gemacht.

Ich hatte etwas gesagt, das ein Fass zum Überlaufen gebracht hatte, ein Fass, von dem ich gar nicht geahnt hatte, dass es existierte: *Ich kann mich nicht sehen im Glück*, hatte ich gesagt oder so ähnlich.

Wir hatten zwei Wochen in einem kleinen Dorf in Kampanien verbracht. Ein kleines, spartanisches Ferienhäuschen auf einem Campingplatz gemietet, auf dem es nicht eine Handbreit Schatten gab, weil die Bäumchen, die man in drei Reihen zwischen den Wohnwagen- und Zeltplätzen gepflanzt hatte, noch kaum zwei Meter hoch gewachsen waren. Das Städtchen in der Nähe war romantisch gewesen, aber winzig und unbelebt. Es gab zwei Lokale am Hafen und ein Lebensmittelgeschäft. Eine uralte, muffige Kirche mit romanischen Fresken und das Freiluftkino, das zwei Mal in der Woche abends in einem kleinen Amphitheater gegeben wurde. Von der obersten Sitzreihe konnte man über die Leinwand hinweg das Meer sehen, auf dem weit draußen hell erleuchtete Kreuzfahrtschiffe unterwegs waren.

Dort schauten wir uns eines Abends einen französischen Film an. Irgend so ein intellektueller Streifen, in dem nur wenig gesprochen wurde. In einer Szene sah man ein junges Paar von hinten auf einer Düne am Meer sitzen. Die zwei hockten eine gefühlte Ewigkeit einfach nur da und schwiegen. Man hörte den Wind im dünnen Gras knistern, die Möwen kreischen und die Wogen, wie sie rhythmisch anrollten und sich wieder zurückzogen, während gleichzeitig, und das war seltsam, das tatsächliche Meer hinter der Leinwand im Mondlicht schimmerte und gurgelte. Die besondere Atmosphäre in dem Kino, die Kulisse rundherum, der hohe Sternenhimmel, die eigenartige Verdoppelung, das alles faszinierte mich plötzlich. Auf dem Heimweg schwärmte ich davon. Am Strand sitzen

und schauen. Ich sagte geschwollen etwas von einer Stille, in der die Essenz des Lebens stecke.

Am nächsten Tag hatte Gernot mich früh geweckt und mich zu einem Spaziergang überredet. Als wir dann am Meer saßen, war mir sein Versuch peinlich und lästig, seine naive Vorstellung, dass das Erfüllen von Wünschen so einfach wäre wie ein Kochrezept, machte mich ganz kribblig. Ich wollte ihn vor den Kopf stoßen.

Weißt du, hatte ich ihn belehrt, *sobald man, was man sich wünscht, wirklich erlebt, ist man zu nah dran, man kann sich nicht sehen im Glück, und wenn man sich sieht, ist alles längst vorbei und nur noch Erinnerung. Man kann nicht in einem Film mitspielen und gleichzeitig zusehen. Man kann nie glücklich sein. Und wenn man es doch einmal ist, bekommt man es nicht mit.*

Gernot war sofort zornig aufgesprungen, so zornig hatte ich ihn noch nie gesehen. Eine enorme Frustration, von der ich nichts geahnt hatte, machte sich Luft. Nichts kann man dir recht machen, brüllte er, nie und nie, du spielst ein Spiel, ein Schauspiel, du probierst Rollen aus, weil du nicht weißt, was du willst, und dir in deinem Nichtwissen auch noch unglaublich gefällt. Dreh doch deinen idiotischen Film alleine!

Wir stritten uns heftig, es ging plötzlich um alles, es eskalierte, und noch am selben Nachmittag packte er seine Sachen. Es war dumm gewesen von mir, so daherzureden, unfair und kindisch, aber es war doch nichts, was eine solch heftige Reaktion gerechtfertigt hätte. Es war doch nur lächerlich, was ich gesagt hatte. Es war ein Unsinn. Ich flehte ihn an, entschuldigte mich wieder und wieder, aber er war nicht mehr umzustimmen. Er nahm den nächsten Zug und fuhr einfach ab. Ließ mich mausallein zurück in Kampanien.

Auch zu Hause versuchte ich vergeblich, mit ihm zu reden. Er wehrte mich konsequent ab und kurz später zog er weg. Er verschwand spurlos. Die Sache blieb mir ein Rätsel. Hatte er schon lange auf einen Anlass gewartet, um sich von mir trennen zu können? Hatte ich ihn schon des Öfteren verletzt, ohne es zu bemerken, weil er so selten sagte, was ihn störte?
Ich steckte das Foto ein und ging hinunter.

Und jetzt bestaune ich das Lichterz an der Wand.
Für mich?

Draußen werden Autotüren zugeknallt. Edgar, Jonas und Leander, sie sind schon wieder da. Ich flüchte schnell ins Nebenzimmer, in dem es dunkel ist. Und in diesem Moment schlägt es wie eine Bombe bei mir ein: Ich werde mich von Edgar trennen! Jawohl. Ich werde es ihm heute noch sagen. Ich hätte es schon lange tun sollen. Ich liebe ihn nicht mehr. Das weiß ich jetzt.

Ich atme tief durch. Durchs Fenster kann ich die Autobahn sehen, die in einiger Entfernung von unserem Gehöft verläuft. Es ist wenig Verkehr. Ein blauer Van rauscht einsam dahin. Vor dem Hintergrund des letzten gelben Streifens am Westhimmel zeichnen sich die Silhouetten der Insassen ab. Zwängt sich da gerade ein Kind zwischen den Sitzen nach vorne?

Wenn ich doch nur schon über alle Berge wäre!